

Jürgen Habermas konstatierte 1985, dass „der Begriff der Stadt selbst überholt“ sei. Er gehöre nämlich zu „der Sorte von Begriffen, die Wittgenstein in den Gewohnheiten und dem Selbstverständnis der eingespielten Alltagspraxis aufspürt“; „mit unserem Begriff von Stadt verbindet sich eine Lebensform“, die sich allerdings unterdessen derart verwandelt habe, „dass ihr der angestammte Begriff nicht nachzuwachsen vermag.“¹

Dass dieser Eindruck entstehen kann, wenn man sich zu sehr schon an ein bestimmtes Stadtbild wie beispielsweise das der Europäischen Stadt gewöhnt hat, liegt auf der Hand. Dagegen versucht diese Arbeit zu zeigen, dass es nicht einen konkreten Begriff der Stadt gibt, der sich anhand von bestimmten baulichen Strukturen und damit korrespondierenden politischen Institutionen festmachen ließe, und der gar mit wechselnden Lebensformen zusammenstimmen kann oder nicht. Vielmehr ist das rechte Verständnis von der Stadt darauf festgelegt, sie als einen Ausdruck der einen menschlichen Lebensform zu erkennen, die sich ganz offenkundig nicht nur aufgrund von Umweltbedingungen, sondern auch nach normativen Kriterien, bspw. des Guten, des Schönen oder des Wünschenswerten, verändert. Insofern gibt die Stadt aufgrund ihrer Funktion, Rezipient und Produzent von Normativität zu sein, in hohem Maße Aufschluss über das menschliche Selbstverständnis in einer historischen, politischen und kulturellen Situation.

Zu behaupten, dass *die Stadt* begrifflich nun nicht mehr zur menschlichen Lebensform passen würde, bedeutet, eine menschliche Institution aufzugeben, die immer auch als Reflexionsmoment auf die Vorstellungen einer gelungenen Vermittlung von Individuum und Gesellschaft innerhalb des Naturganzen zu verstehen war. Dies ist dann schon unglücklich, wenn einigermaßen große Unsicherheit darüber besteht, mit welchen Herausforderungen die Menschheit in der Zukunft umzugehen hat. Es ist allerdings fatal, wenn die Zukunft der Menschheit sich in den Städten abspielen und entscheiden wird. Deswegen sei diese Arbeit der *Rekonstruktion der normativen Momente und Funktionen einer Geschichte von der guten Stadt* gewidmet, welcher, dies sei offen gelegt und vorangestellt, ein durchaus anspruchsvoller, quasi-utopischer Begriff des handlungsfähigen und wissen wollenden Individuums erst die rechte Lebendigkeit verschafft. Zentraler Punkt hierbei ist, deutlich zu machen, dass nicht die gebaute Umwelt das politische Klima bestimmt oder bedeutsamere Formen von Gesellschaft hervorbringt – vielmehr verhält es sich genau andersherum.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert: Einleitung, Hauptteil und Schluss. Im zweiten Teil dieser Einleitung werden zunächst, um den Handlungsraum der

1 Vgl. Jürgen Habermas, „Moderne und postmoderne Architektur“, in: ders., *Die neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt a.M., S. 25.

Stadt einzuführen und um an lebensweltlichen Überzeugungen der Gegenwart anzuknüpfen, in einer Art Bestandsaufnahme einige der zeitgenössischen Herausforderungen der städtischen Umwelt aufgegriffen und umrisshaft, mit Blick auf mögliche normative Urteile dargestellt. Dabei lässt sich schnell zeigen, dass sich in der verstädterten Welt eher Anlass zu vielfältiger Sorge besteht, denn zur Interpretation der Geschichte der Urbanisierung als einer umfassenden Erfolgsgeschichte.

Der anschließende Hauptteil gliedert sich ebenfalls in zwei Teile. Im ersten Teil des Hauptteils, der den Zusammenhang von Normativität und einer Geschichte von der guten Stadt systematisch erarbeitet, wird unter Rückgriff auf ausgewählte Forschungspositionen in Soziologie, Kulturwissenschaft, Moralphilosophie und Umweltethik ein dem Untersuchungsgegenstand angemessenes Verständnis von Normativität erarbeitet. Dieses wird mittels der Arbeit mit dem Begriff der Erzählung, der Geschichte, des Narratives, für die weitere Anwendung rekonstruiert. Darauf folgt eine Kritik des utopischen Narratives als einer Form der Geschichte von der guten Stadt, so dass im Ergebnis eine Methode vorgestellt werden kann, die sich eignet, um das notwendig disparate Untersuchungsmaterial mit Blick auf die vorliegende Frage bezüglich der, oder einer, Normativität der Stadt zu analysieren. Hierin besteht eine der Leistungen dieser Arbeit, denn ein entsprechendes Verständnis von Stadt, auf dem man hätte aufbauen können, existiert derzeit in der Politischen Philosophie und Theorie nicht.

Dass diese Methode erfolgreich angewendet werden kann, wird im zweiten Hauptteil anhand der Analyse einiger zentraler utopischer Geschichten von der guten Stadt deutlich. Zu diesen werden erstens jene gezählt, die von ausgewählten Autoren stammen, die schon einen prägenden Einfluss auf das Nachdenken über die Stadt in der europäischen Kulturgeschichte gehabt haben: Platon, Charles Fourier, Le Corbusier. Ihnen wird ein Beitrag von Friedrich von Borries beigelegt, der sich vermutlich als einer der aktuellsten und symptomatischen für unsere Zeit zu der Tradition der Geschichte von der guten Stadt zurechnen lassen kann.

Im dritten und letzten Teil, dem normativen Ausblick und Schluss, werden die Ergebnisse dieser Analyse zusammengefasst. Darüber hinaus werden Vorschläge gemacht, wie man sich eine normative Praxis der Stadt künftig vorstellen könnte, in der das Thema der guten Stadt handlungs- und forschungsanleitend wäre. So die Rechtschreibung in der zitierten Literatur von der neuen Rechtschreibung abwich, wurde sie entsprechend beibehalten.

Zur Bestandsaufnahme: Städte zählen aus heutiger Perspektive zum selbstverständlichen Mobiliar unseres Planeten. Zwar ist es richtig, dass die Menschheit den längsten Teil ihres Daseins *nicht* in Städten gelebt hat. Obwohl es

schon, je nach Begriff vom Menschen, seit etwa 500.000 bis 200.000 Jahren Menschen auf der Erde gibt, waren diese bis etwa 10.000 v.d.Z. Sammler, die keine dauerhaften Siedlungen errichteten und in Höhlen und ähnlichen Behausungen wohnten.² Der zwischen Menschwerdung und Sesshaftigkeit liegende Zeitraum ist damit zweifellos verhältnismäßig länger als derjenige der städtischen Kultur, auch wenn uns letzterer in vielfacher Hinsicht vertrauter erscheinen dürfte. Dennoch gehört die Stadt zum Kultur- und Zivilisationswesen Mensch so sehr wie Sprache und Schriftkultur, wie Produktivität und Handel, wie Konflikt und Politik, wie Freiheit von den Naturbedingtheiten und Unterweisung in die enorme Vielfalt menschlicher Praktiken. Dabei ist klar, dass ein Gutteil dieser Errungenschaften und Praktiken nicht nur *genauso wie* die städtische Lebensweise zur menschlichen Lebensform gehören, sondern auch *aufgrund derselben*. Gleichmaßen ist es allerdings nicht zu leugnen, dass sich ein ebenso großer, wenn nicht sogar umfangreicherer Teil dessen, was uns an Leid, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit aus der Welt bekannt ist, ebenfalls in der städtischen Umwelt ausdrückt.

Soziale, wirtschaftliche und politische Ungleichheiten sind nach wie vor ein konstitutives Merkmal des Städtischen, auch wenn sich die innerstädtische Drastik aus vergangenen Jahrhunderten nun entlang der globalen Nord-Süd-Achse zu verteilen scheint. Immerhin lebt heute in etwa die gleiche Zahl an Menschen, die der gesamten Weltbevölkerung von 1844 entspricht, in so genannten Slums.³ „Die Anzahl der Slumbewohner, die in den entwickelten Industrieländern nur 6 Prozent der Stadtbevölkerung ausmachen, liegt in den am stärksten unterentwickelten Ländern bei schockierenden 78,2%; das entspricht einem vollen Drittel der Stadtbevölkerung auf der Welt.“⁴ Doch der um drastische Vergleiche bemühte, bestürzte Blick auf die Welt vernachlässigt mitunter die Armut in den besser gestellten Regionen, die zwar relativ, aber nicht relativierbar ist. Überdies ist eine Verkürzung des Armutsbegriffs auf materielle Aspekte nicht aussagekräftig, wenn politische Entwicklungen auf mehr als nur Umverteilung abzielen sollen. Und so dürfte es eine erwähnenswerte Tatsache sein, dass in den Industrie- und Wohlfahrtsstaaten zahlreiche Menschen keine ausreichenden sozialen Ressourcen haben, um eine autonome Lebensgestaltung zu meistern. Hinzu kommen aber natürlich oft prekäre, materielle Lebensumstände und zuweilen auch die

2 Leonardo Benevolo, *Die Geschichte der Stadt*, Frankfurt a.M./New York 2000 [it. EA 1975], S. 5f.

3 Vgl. Mike Davis, *Planet der Slums*, Berlin 2006 [engl. EA London 2005], S. 26.

4 M. Davis, *Planet der Slums*, S. 26.

Unsicherheit, seinen Lebensort verlassen zu müssen, wenn es die politische Lage erfordert.⁵

Städte erfüllen ihre zivilisatorische Funktion folglich nicht nur in globaler Hinsicht suboptimal. Doch auch wenn es zu lokalen Erfolgsgeschichten kommt, dann geht damit nicht notwendig die Anerkennung dieser Leistung einher. Obschon die Kriminalitätsraten, zum Teil mit Armut verbunden, in manchen Städten höher sein mögen als in nicht-städtischen Gebieten, dürfte der größte Risikofaktor für das körperliche Wohlergehen das erhöhte Verkehrsaufkommen darstellen. Die größtenteils fehlgeleiteten Debatten um so genannte Angsträume und Null-Toleranz-Strategien⁶ illustrieren allerdings eine nachhaltig gefühlte Präsenz von Bedrohung aus städtebaulicher Sicht. Hinzu kommen generelle Klagen über Anonymität, moralische Verrohung oder gar Entfremdung. Auch hier sei nur der Vollständigkeit halber auf die Debatte um die so genannten Nicht-Orte verwiesen.⁷ Derartige Zumutungen der städtischen Lebensweise lassen schließlich die Stadt auch als einen familienfeindlichen Lebensraum erscheinen. Doch selbst wer nicht um das psychische und soziale Wohlergehen seines Nachwuchses besorgt ist, ist in einer städtischen Umwelt Reizen ausgesetzt, die nicht nur bereichernd wirken. Reizüberflutung und Umweltbelastung sind in Städten signifikant höher. Ein permanent erhöhter Lärmpegel kann ebenso wie Feinstaub zu mehr oder weniger manifesten allergischen Reaktionen der betroffenen Individuen führen.⁸ Studien haben desgleichen gezeigt, dass ein städti-

-
- 5 Vgl. United Nations Human Settlement Programme, *Enhancing Urban Safety and Security. Global Report on Human Settlements 2007*, London 2007.
 - 6 Vgl. Renate Ruhne, *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*, Wiesbaden 2003; Benjamin Bowling, „The rise and fall of New York murder: zero tolerance or crack’s decline?“, in: *The British Journal of Criminology*, Vol. 39 (4) September 1999, S. 531-554.
 - 7 Vgl. Marc Augé, *Ort und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt a.M. 1994, [frz. EA 1992].
 - 8 Mindestens 41 Millionen Menschen, die in Städten mit einer Bevölkerungsgröße von über 250.000 Einwohnern leben, sind, der Europäische Umweltagentur (EEA) zufolge, einem Straßenverkehrslärm von über 55 Dezibel ausgesetzt. Ab diesem Lärmniveau muss, Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zufolge, mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen wie Schlafstörungen oder Herz-Kreislauf-Erkrankungen gerechnet werden. Etwa 3,6 Millionen Stadtbewohner in Europa müssen mindestens 70 Dezibel, zuweilen aber auch mehr, ertragen. Vgl. <http://www.eea.europa.eu/de/themes/transport/about-transport>; <http://www.eea.europa.eu/de/themes/noise>.

schies Umfeld insofern als ein Stressor wirken kann, als es zum Ausbruch psychischer Krankheiten beitragen kann.⁹

Auch wenn diesbezüglich keine Ansteckungsgefahr zu befürchten ist, war und ist diese wiederum in Bezug auf Epidemien gegeben. Lange Wege in öffentlichen Verkehrsmitteln, eine höhere Frequenz an mehr oder weniger sozialen Kontakten und schlussendlich die räumliche Dichte und die geteilte Infrastruktur erhöhen die Ansteckungsgefahr prinzipiell. Zudem ist der Einzelne in städtischen Zentren einer Vielzahl von Risiken ausgesetzt, dem Terrorismus ebenso wie dem Krieg. Aufgrund der zunehmenden Dichte der Menschen und der Anwesenheit wichtiger Institutionen stellen Städte ein wahrscheinliches Ziel dar;¹⁰ und schon in bloßen Belagerungs- und Blockadezeiten sind und waren die Überlebenschancen auf dem Land aufgrund der Möglichkeit zu einer basalen Selbstversorgung besser.¹¹ Und wenn das noch nicht ausreicht, um die Kosmopolis zur Klaustropolis¹² werden zu lassen, dann vergegenwärtige man sich die rückläufigen Geburtenrate in städtischen Gebieten, die Städte, insbesondere in der Vergangenheit „demographische Schwarze Löcher“¹³, darauf angewiesen hat sein lassen, Menschen aus dem Umland nachgerade anzulocken:

„Until comparatively recently, every large city was a potential death-trap (some still are), with death rates exceeding birth rates by a considerable margin. Indeed, it was only during the nineteenth century as medical science and civic planners managed first to contain and later to conquer urban disease, that large cities could sustain numbers and actually begin to generate an increase in population from among their own inhabitants. Until then a city's survival was entirely dependent upon its ability to attract new residents.“¹⁴

Apropos Ressourcenverbrauch: Aus ökologischer Perspektive werden Städte oft genug als monströse Organismen wahrgenommen, die sich in die Landschaft fressen und den Löwenanteil der globalen Ressourcen verbrauchen. Solche Ver-

9 Vgl. bspw. Florian Lederbogen et al., „City Living and urban upbringing affect neural social stress processing in humans“, in: *Nature* Vol. 474 vom 23.06.2011, S. 498-501.

10 Vgl. Alice Hills, *Future War in Cities. Rethinking a Liberal Dilemma*, London/Portland, Or. 2004.

11 Vgl. John Reader, *Cities*, London 2005.

12 Vgl. Paul Virilio, *Die panische Stadt*, Wien 2007.

13 John R. McNeill, *Blue Planet. Die Geschichte der Umwelt im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2003, S. 298.

14 J. Reader, *Cities*, S. 8. Auch: „The fact is that until recently (and then only in the developed world) more people died in cities than there were born in them. So here is another way in which the city parasites the countryside.“ S. 137.

gleiche im pathologischen Vokabular werden durch immer neue Katastrophenmeldungen im empfindsamen ökologischen Bewusstsein verankert und so wuchert dort die Idee der Stadt schließlich nur mehr als ein Geschwür. Als solches gilt sie jedem aufrechten Umweltfreund in einem nachgerade manichäischen Sinne als unnatürlich und *eo ipso* schlecht:

„An entrenched conviction that the science of ecology applies only to the so-called ‚natural‘ world has developed, giving a gloss of authority to negative assumptions concerning the city. In this scheme of things, anything man-made is ‚unnatural‘. Nothing more so than the city. You can point out that a city is as much part of the world as a termites’ mound or a beaver’s dam; that the biological imperatives of existence (food, sex, shelter and security) apply as much to people living in cities as to monkeys living in trees, but the rural-urban dichotomy persists: one good, the other bad.“¹⁵

Man mag einwenden, dass sich die Biberburg und der Termitenbau doch zumindest insofern in ihrer Natürlichkeit von Städten unterscheiden, als ihnen nicht von jeher schon die Idee der Distanz zur Natur eingeschrieben sei, und sie sich so genau in dem Sinne harmonisch oder doch zumindest umweltverträglich in den natürlichen Kreislauf einfügen dürften, wie man es sich für Städte nur wünschen könne. Und tatsächlich: Angesichts der zunehmenden Zahl derjenigen Städte, die schon allein aufgrund ihrer Anlage und ihres Ortes – man denke nur an San Francisco, Istanbul oder an viele der ungenehmigten Siedlung in Lateinamerika – ein erhöhtes Risiko eingegangen sind, wie auch derer, die gerade durch die massive Veränderung der Umwelt erst Risiken kreieren, gilt: Die gute Stadt als die Stadt im Gleichgewicht mit ihrer Umwelt ist wohl heute diejenige normative Version von Stadt, welche am wünschenswertesten und fernsten, ja, im Falle Dongtans beispielsweise am vielleicht *ou-topischsten*¹⁶ erscheint.

15 J. Reader, *Cities*, S. xiv.

16 Nach ein paar Jahren, da das chinesische Dongtan in der Presse als neue Vision der Stadt, als erste komplett CO₂-neutrale, autofreie Lösung aller städtischen Probleme gefeiert worden war, noch bevor das erste Richtfest je anvisiert werden konnte – und in relativer Vernachlässigung der Tatsache, dass für dieses Projekt ein ökologisch intaktes und offenbar wenigstens für den Schwarzstirnlöffler (*Platalea Minor*) als Zwischenstopp schon heute wertvolles Gebiet im Yangtse-Delta geopfert werden sollte, ist sie verschwunden. Vgl. Austin Williams, „Dongtan: the eco-city that never was“, August 2009, auf: <http://www.futurecities.org.uk/review/Dongtan.html>; Fred Peirce, „Greenwash: The dream of the first eco-city was built on a fiction“, in: *Guardian*, vom 23.04.2009 auf: <http://www.guardian.co.uk/environment/2009/apr/23/greenwash-dongtan-ecocity>.

Die klassische Idee der guten Stadt hingegen verkommt zu wenig mehr als einer Musealisierungstrategie. Zu Stein gewordene Vorstellungen einer ehemals aktiven Bürgerschaft stehen dekorativ im Hintergrund einer piazza- und agorä-Szenerie. Venedig – zum Beispiel: Venedig ist auf eine Weise eng, die „den Schein einer Vertrautheit und ‚Gemütlichkeit‘ diesem Leben gibt, dem jede Spur von Gemüt fehlt.“¹⁷ Venedig ist eine olfaktorische Zumutung und hat ein ebenso großes Tauben- wie Touristenproblem. Schließlich scheint es nicht nur an vielen Orten, sondern insgesamt dem Verfall preisgegeben zu sein. Doch überstrahlt der Charme einer wie auch immer künstlichen¹⁸ Vergangenheit düstere Voraussagen für die Zukunft. Erstaunlicherweise werden diese Attribute im kollektiven Postkarten-Bewusstsein positiv umgewertet: Zusammengenommen mit den Kirchen und Plätzen, mit den Brücken und Kanälen wird die Kulisse Venedig, die doch von Menschen wie Canaletto und Turner auf Leinwand gebannt wurde, die es wert war, von Thomas Mann und Charles Dickens beschrieben zu werden, und die immerhin Ezra Pound seine letzte Ruhestatt liefert, zum Inbegriff dessen, was ein kulturbeflissenes Herz nur wünschen kann – wenn es denn in der Brust eines Touristen schlägt. Kritik bleibt allerdings auch hier nicht aus. Denn

„[...] is this what the city, a city, this city is *for*? Is it simply a reassuring touchstone at which to confirm our place in the centuries-long procession of Western civilisation? [...] From its origins and for centuries, Venice existed primarily to serve the interests of its residents. But today Venice exists primarily to serve the interests of its visitors. In truth, Venice is a large, very fine museum which attracts over 12 million visitors per year – up to two-thirds of whom are day-trippers. [...] The city has effectively abandoned the first duty of a viable and self-sustaining city, namely to generate the kind of environment and social ambience that will attract and retain residents.“¹⁹

Wenigstens diese Musealisierung findet in nahezu jeder Stadt statt, die nur den ein oder anderen geschichtsträchtigen Stein in ihrem Fundament hat. Wo das nicht der Fall ist, wird in den Amts- und Marketingstuben eine neue, unterhalt-

17 Georg Simmel, „Venedig“, in: *Der Kunstwart. Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste*, hrsg. von Ferdinand Avenarius, 20. Jg., 2. Juniheft 1907, S.299-303, München, auf: <http://socio.ch/sim/vened07.htm>.

18 Vgl. ebd. Simmel spricht Venedig ab, Kunstcharakter zu haben. Anders als Florenz zum Beispiel, „das der Seele die herrlich eindeutige Sicherheit einer Heimat gibt“ und somit der einem Kunstwerk qua Kunstwerk eingeschriebenen ‚Wahrheitsforderung‘ nachkommt, ist Venedig Lüge und in hohem Maße gekünstelt.

19 J. Reader, *Cities*, S. 6.

same Geschichte, vielleicht begleitend zu einem sportlichen Großevent, erfunden – zum Wohle der Tourismusindustrie. Zugleich bleiben viele alte Probleme unberührt und es steigen die Verantwortung der Kommunen und die Erwartungen ihrer Bürger an ein gelungenes Leben im gleichen Maße, wie der städtische Handlungsspielraum begrenzt wird.²⁰ Selbst dort, wo sich mittlerweile unter dem Namen der Zivilgesellschaft Menschen bemühen lassen, etwas für ihre Stadt zu tun, kommt man nicht umhin, sich nach der Reichweite zu fragen. Eine Stadt kann einen Beauftragten für Laienmusik bezahlen und gleichzeitig verbieten, an Feiertagen zu tanzen. Zu oft gilt: Was nicht angesagt ist, gibt es nicht; und alles, was es zum urbanen Individuum zu sagen gibt, scheint in der Idee vom Hipster am Stadtstrand aufzugehen.

Nachdem schon allein diese wenigen angesprochenen Probleme ihre Ursache im menschlichen Handeln haben, sind Städte, als ein Produkt desselben und als Handlungsraum, in Bezug auf ihre normative Dimension offenbar nicht eindeutig als gut zu bezeichnen. In mancher Hinsicht dürfte sich die städtische Umwelt als besser geeignet für einen bestimmten Handlungstyp gegenüber anderen erweisen, in mancher Hinsicht aber offensichtlich nicht. Im besten Fall kann die Stadt als bequemer gelten. Sollten Menschen aber wirklich all diese Herausforderungen und Zumutungen nur in Kauf nehmen, da sie ein reichhaltigeres Angebot an Konsum und Kultur in Städten vorfinden und da sie der Enge der dörflichen Gemeinschaft lieber entfliehen, in der sie sich gegen unliebsame Eingriffe in die private Lebensführung nicht zur Wehr setzen können? Eine solch lockere, quasi substanzlose Form der Freiheit in der Lebensführung, die schlussendlich in nicht viel mehr als in der Wahlfreiheit zwischen McDonalds oder Indisch, zwischen Musical oder Oper, zwischen bei Rot über die Straße gehen oder eben nicht, bestünde, kann schwerlich erklären, was das Besondere an der Stadt ausmacht.

Städte sind und bleiben eine Herausforderung in vielerlei Hinsicht und die Zahl derer, die ihr nicht gewachsen sind und in Armut, Obdachlosigkeit, materieller oder auch psychologischer und sozialer sowie schlussendlich materialistischer Deprivation leben, ist groß genug, um sich zu fragen, ob dahinter ein noch verborgener Sinn stehen könnte, welche Gründe es für diese Zustände gibt. Womöglich sind es die tiefsten Gründe, denn oft genug wird jeder, der sich aufgrund seiner ebenfalls tiefen Einsicht in die dunkle menschliche Natur für einen Realisten hält, darauf beharren, dass Leid und Ungerechtigkeit nicht nur sehr wahrscheinlich auch in der Zukunft noch die menschliche Lebensform prägen werden, sondern auch in normativer Absicht behaupten, dass dies so nun einmal

20 Vgl. Klaus Jungfer, *Die Stadt in der Krise. Ein Manifest für starke Kommunen*, Bonn 2005.

bleiben müsse: „if not definitive of the human condition, then [as] its substratum.“²¹ Andererseits stellt es noch keinen hinreichenden Grund dar, dass eine vermeintlich realistisch-pragmatische Mehrheit der Menschheit dies und noch vieles mehr als selbstverständlich hinnimmt – und sich damit der Stadt als Handlungsraum politischer Vorstellungskraft verschließt.

Vor dem Hintergrund der angesprochenen negativen Eigenschaften von Stadt dürfte es sich lohnen, zu untersuchen, ob diese selbstverständlich zur städtischen Kondition gehören oder ob nicht das Denken in Alternativen eigentlich auch seinen natürlichen Ort in der Stadt hat. Wenn dem so ist, so ist wichtig herauszufinden, woran es in der Vergangenheit gescheitert ist und in welcher Form es sinnvoll in die Lebenswelt eingebettet werden müsste, um dort handlungsrelevant werden zu können. Damit wird allerdings der Bereich der disziplinierten Lehrmeinungen, der jeweils anerkannten Forschungsliteratur und des rein deskriptiven, gesicherten Wissens verlassen; jedenfalls, was die zeitgenössische Politische Philosophie betrifft. Auch ließe sich womöglich leichter zeigen, dass wir kein sicheres Wissen haben, von dessen Ausgang wir ambitionierte Alternativen ersinnen könnten, dass sich vielleicht gar alles gemäß einer inneren Notwendigkeit der Dinge und Menschen entwickelt und dass wir auch in den Städten nur wieder mit der besten der schlechten Lösungen leben müssen; vor allem, dass alles andere als Kinderzimmerphilosophie oder schlechter Utopismus betrachtet werden muss. Dennoch:

„[...] one could also make the argument that it's this very unavailability of absolute knowledge which makes a commitment to optimism a moral imperative: Since one cannot know a radically better world is not possible, are we not betraying everyone by insisting on continuing to justify, and reproduce, the mess we have today?“²²

Ausgangspunkt dieser Arbeit ist also, dass wir nicht wissen, ob wir so, wie wir heute in den Städten leben, richtig leben. Wir haben zumindest eine vage Ahnung davon, dass einige Aspekte dieser Lebensweise für unsere Lebensform als Ganze problematisch werden. Als Teilnehmer an der städtischen Praxis verfügen wir einerseits über eine Vertrautheit mit all den Normen, die unser Leben dort strukturieren. Andererseits besteht die Gefahr, dass wir in diesem Sinne Faktizität beständig zu Normativität im Sinne von Normalität gerinnen lassen. Dabei haben wir guten Grund, unzufrieden mit dieser Praxis zu sein. *Wie aber wissen wir, ob uns richtigere, bessere, gelungenere, erhebendere, lehrreichere, nach-*

21 George Kateb, „Utopias and Utopianism“, in: Paul Edward, *The Encyclopedia of Philosophy*. Vol. 7, New York 1972, S. 215.

22 David Graeber, *Fragments of an Anarchist Anthropology*, Chicago 2004, S. 10.

haltigere oder schlicht: schönere Alternativen zur Verfügung stehen? Diese Frage führt zur Frage nach der Normativität der Stadt. Im Folgenden soll der Anfang einer Klärung derselben geleistet werden.